Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8. Fernsprecher 153 u. 222.

Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3 (Fernspr. Nr. 4040), L. Lösche, Katharinenstraße 14 (Fernsprecher Nr. 2935) u. Königsplatz 7 (Fernsprecher Nr. 7005).

Haupt-Filiale Dresden:
Marienstraße 34 (Fernsprecher Amt I Nr. 1713).

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10 (Fernsprecher Amt VI Nr. 460.)

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰.
Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.
Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.
Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig (Inh. Dr. B., R. & W. Klinkhardt).

Nr. 59. **Dienstag** den 2. Februar 1904. **98. Jahrgang.**

Das Wichtigste vom Tage.

* Der Kaiser soll beabsichtigen, wie in Berliner Blättern verlautet, seine Mittelmeerreise am 6. März von Kiel aus anzutreten, um etwa am 12. März in Palermo einzutreffen.

* Ueber das Schicksal des Gouverneurs Leutwein beginnt man in kolonialen Kreisen einige Beunruhigung zu empfinden. Seit dem 23. v. M. sollte Oberst Leutwein in Windhoek sein. Man glaubt, daß seine Boten abgefangen seien.

* In der gestrigen Osnabrücker Reichstagsstichwahl siegte Wambhoff (natlib.) gegen v. Bar (Zentr., Welfe, B. d. L.)

* Zwischen der alten Kölner Aerzteschaft und den neuen festangestellten Kassenärzten ist bisher noch keine Einigung erzielt worden.

* In der französischen Presse wird die deutsche Organisation zur Bekämpfung des Herero-Aufstandes gerühmt.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 2. Februar.

Der Herero-Aufstand
(mit französischen Augen gesehen).

Ueber das deutsche Vorgehen gegen die Hereros erhält der Pariser „Temps" aus Berlin einen Brief, der alle in Frage kommenden deutschen Instanzen mit dem größten Lobe bedenkt. Zuerst rühmt der französische Korrespondent die Presse. Sie habe die Haltung eingenommen, die ihr an großen Tagen, in schwierigen Zeiten eigentümlich sei: „In kritischen Stunden ist die öffentliche Meinung Deutschlands einig und trachtet einhellig nach praktischer Arbeit. Gelehrigkeit gegenüber der von oben gegebenen Parole? Instinkt eines immer tätigen, von einem äußerst lebhaften, sehr auf das Wirkliche gerichteten Patriotismus? Man weiß es nicht." — Nach dieser Doppelfrage, deren erste, auf eine „Parole" bezügliche, völlig gegenstandslos ist, wendet sich der Korrespondent des „Temps" dem Verhalten der Regierung zu. Sie habe sich auf der Höhe ihrer Aufgabe befunden, im Reichstage nichts verheimlicht und ohne Zeitverlust gehandelt. „Jetzt", heißt es im „Temps" wörtlich, „kann man sehen, was ein deutsches Ministerium an Tatkraft und exaktem Wissen besitzt; an organisatorischem Können noch mehr als an Voraussicht; denn die große Kolonie ist unvermutet angegriffen worden und von allem entblößt. Zuviel Vertrauen auf sich selbst verleitet die deutsche Verwaltung, die möglichen oder nahen Gefahren nicht zu erkennen. Aber sie nimmt gegenüber den gegenwärtigen Gefahren ihre Revanche. Ein deutsches Ministerium ist ein Werkzeug der Aktion von einer Widerstandskraft, einer Genauigkeit, die unvergleichlich sind. Diese kaiserliche Bureaukratie hebt die Initiative nicht auf: sie bemächtigt sich ihrer und leitet sie." — Nachdem es in dieser Tonart noch weiter gegangen ist, wendet sich der „Temps" dem Kaiser zu. „Bei allem gibt das Oberhaupt das Beispiel. Wilhelm II. zeigt sich als der erste Beamte seines Reiches, als der unermüdlichste, der geschickteste. . . Sein sogleich durchgeführter Gedanke, den Heimgesuchten von Kalefand ein Hilfsschiff zu senden, wird ohne Zweifel keinen großen Platz in der Geschichte erlangen; aber im Augenblick ist es ein Meisterstück. . . Man kann nicht an alles denken — ist ein Sprichwort, das für Wilhelm II. nicht gilt. Er ist der Kaiser, der an alles denkt." — Wenn der Gewährsmann des „Temps" sehr lebhafte Farben auf seine Palette getan hat, geschah es natürlich in der Absicht, seine französischen Landsleute in besonders drastischer Weise zur Nacheiferung anzureizen. Beachtenswert ist die Korrespondenz des „Temps" auch noch aus dem Grunde, weil sie zeigt, mit wie scharfen Augen Ausländer in einem für Deutschland mißlichen Augenblick unser Verhalten mustern.

Uniformveränderungen.

Aus Abgeordnetenkreisen schreibt man uns: Bei der neuerdings in der Budgetkommission des Reichstags behandelten Frage der Uniformänderungen in der Armee denkt man in weiteren Bevölkerungskreisen zumeist nur an die Kosten, die dem Reiche wie den Offizieren bezw. den Vätern derselben dadurch erwachsen, und verbindet damit die Auffassung, als ob den Fabrikanten und Schneidern dadurch sogar recht wesentliche Vorteile erwüchsen. Der vierte Punkt: Die Beunruhigung großer Kreise der Industrie, die im höchsten Grade gefährdet wird, tritt erst in neuerer Zeit mehr in die Oeffentlichkeit, nachdem einige Handelskammern und die Presse sich dieser Angelegenheit angenommen haben. Der für die Armee notwendige große Bedarf an Stoffen erfordert natürlich auch eine große Fabrikation; sie hat sich vielfach sogar schon zur Spezialität entwickelt. So sind hieran ganz besonders Grünberg, Sorau, Görlitz, Düren, Lennep, Aachen, Burscheid, Werden, Kamenz, Bischofswerda, Kattowitz u. a. m., also große Industriekreise interessiert. Die Annahme, die Erlaubnis des Auftragens der bisher im Gebrauch befindlichen Kleidungsstücke mildere die Wirkung einer derartigen, ganz plötzlich kommenden Neueinführung, ist durchaus irrig, denn vom Augenblick der offiziellen Einführung an wird nicht ein Rock von alter Farbe mehr neu gemacht. Daß Neuerungen überhaupt aber unterbleiben sollten, wird schließlich kein verständiger Fabrikant fordern: ja, wenn eine Aenderung aus militärischen Gründen als notwendig sich erweist, so würden gerade die gut patriotisch gesinnten Uniformtuchfabrikanten die letzten sein, die sich prinzipiell dagegen auflehnen möchten. Nur die Art der Einführung bedroht ihre Existenz, nicht die Einführung einer notwendig gewordenen Aenderung an sich. Wenn heut z. B. die feldgraue Farbe aus taktischen Gründen zur Notwendigkeit geworden sein sollte, dann muß sie zum Besten des Vaterlandes auch durchgeführt werden, aber nicht so plötzlich, sondern unter rechtzeitiger Ankündigung, in welcher gesagt ist, von welcher Zeit an erst die betreffenden neuen Uniformstücke getragen werden dürfen und welche vor allem noch hinreichend Spielraum zur Aufbrauchung der alten Bestände läßt; dann lassen sich die Dispositionen rechtzeitig entsprechend ändern und der Fabrikant kann sich beizeiten auch auf die neuen Artikel einrichten. Auch wird die Mißstimmung vermieden, die seinerzeit bei Einführung der grauen Stoffe für die Mäntel erregt wurde, daß nämlich einzelne Firmen, die auf irgend eine Weise die kommende Veränderung vorzeitig erfahren hatten, den Artikel in großen Quantitäten im voraus auf Lager arbeiten und dann das Hauptgeschäft an sich reißen konnten. Auch ist es sicher kein unberechtigtes Verlangen der Industrie, wenn sie den Wunsch äußert, daß mit dem Erlaß zugleich offizielle Vorlagemuster ausgegeben werden. Im wesentlichen handelt es sich hier also nicht um eine Bekämpfung der sich militärischerseits als notwendig erweisenden Uniformänderungen, sondern um Verwaltungsmaßnahmen inbetreff der Durchführung der als notwendig erachteten Aenderungen.

Deutsche und französische Eisenbahnpolitik.

Wenn der französische Finanzminister Rouvier zur Bekämpfung der Verstaatlichung einiger der großen französischen Privatbahnen sich auch auf die vermeintlichen ungünstigen Erfahrungen berufen zu können glaubte, die Preußen in Bezug auf seine Finanzen infolge des Erwerbs seiner Privatbahnen gemacht hätte, so scheint er offenbar in dem Studium der Geschichte der preußischen Finanzen nur bis zum Jahre 1878/79 gediehen zu sein. Damals hat allerdings die Budgetkommission des Abgeordnetenhauses mit großer Mehrheit dem Hause vorgeschlagen, die Staatsregierung aufzufordern, wegen der davon zu erwartenden sehr ungünstigen Rückwirkung auf die Staatsfinanzen von dem Ankaufe der Privatbahnen Abstand zu nehmen. Aber schon das Plenum verwarf nach der sachkundigen Darlegung des neuen Eisenbahnministers Maybach diesen Vorschlag. Und mit vollem Recht, wie die geradezu glänzenden Ergebnisse der Staatsbahnverwaltung zeigen. In den 20 Jahren von 1882/83 bis 1902 haben die preußischen Staatsbahnen Ueberschüsse im Gesamtbetrage von nahezu 7½ Milliarden Mark, also nahezu so viel Ueberschuß geliefert, wie die Eisenbahnkapitalschuld 1902 mit rund 8 Milliarden betrug. Nach Abzug des Bedarfs zur Verzinsung des jeweiligen Betrages dieser Schuld blieb zu anderweiter Verwendung noch ein Reinüberschuß von mehr als 4 Milliarden Mark. Es konnten aus diesen Reinüberschüssen außer der Zuführung von 215 Millionen Mark zu dem Dispositionsfonds der Eisenbahnen über 1 Milliarde Mark von Schulden getilgt und 2,8 Milliarden zur Deckung anderweiter etatsmäßiger Ausgaben verwandt werden. Nach dem Staatshaushaltsetat für 1904 sollen ferner die Staatsbahnen nicht weniger als 35 Prozent des Gesamtbedarfs an Zuschüssen und mehr als 40 Prozent des Bedarfs an Zuschüssen für die eigentlichen Staatsverwaltungsausgaben liefern, und zwar neben den Mitteln zur Verzinsung und regelmäßigen Tilgung der Eisenbahnschuld. Schon von 1886/87 ab haben die Staatsbahnen angefangen, über die Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnschulden hinaus Mittel für allgemeine Staatszwecke zu liefern, anfänglich in geringem, dann in immer steigendem Betrage. 1887/88 waren erst 3 Millionen für allgemeine Staatszwecke übrig, 1904 sollen dazu dagegen 187 Millionen verwandt werden. Ohne seinen Besitz an Eisenbahnen hätte der preußische Staat Kulturaufgaben im jetzigen Umfange nur lösen können, wenn er die Einkommensteuer mehr als verdoppelt hätte. Hätte Herr Rouvier diese Tatsachen gekannt, so hätte er sich schwerlich auf den angeblichen finanziellen Mißerfolg der preußischen Eisenbahnverstaatlichung berufen können.

Zwischen Krieg und Frieden.

Ein japanischer Beamter in London, der mit allen Einzelheiten der Verhandlungen vertraut ist, erklärte gestern in einer Unterredung mit einem Vertreter des „Reuterschen Bureaus": Ich bin überzeugt, daß die Verzögerung der Antwort Rußlands nicht auf seinen Wunsch zurückzuführen ist, weitere Kriegsvorbereitungen zu treffen, sondern darauf, daß der russische Minister des Aeußern ehrlich versucht, den Streitfall zu einer freundschaftlichen, friedlichen Beilegung zu bringen. Die ganze Angelegenheit dreht sich um die Frage der Versicherungen Rußlands hinsichtlich der Souveränität Chinas in der Mandschurei. Japan ist entschlossen, wie immer, sich eine bindende, geschriebene Versicherung zu sichern. In anderen Punkten kann Japan gewisse Abänderungen zugestehen. Wenn aber die Versicherung nicht gegeben wird, so ist es keine Frage, daß Japan trotz aller sonstigen Konzessionen Rußlands die Verhandlungen abbrechen und Maßnahmen ergreifen wird, um seine Interessen sicher zu stellen. Ohne eine solche Zusicherung kann der Friede nicht aufrecht erhalten werden. Diejenigen, welche behaupten, daß Japan geraten sei, die Dinge nicht zu weit zu treiben, wissen nicht genau, was vorgegangen ist. Obgleich England dringend den Frieden wünscht und sein Bestes getan hat, um den Krieg zu verhindern, kennt die britische Regierung ebenso wie Rußland die Mindestforderungen Japans. Die Verzögerung der Antwort Rußlands deutet klar auf den endgültigen Kampf zwischen der Friedens- und der Kriegspartei in Rußland hin. Ich hoffe — und denke hinzusetzen zu dürfen — ich glaube, daß die erstere triumphieren wird.

* **London**, 2. Februar. Der „Daily Telegraph" meldet aus Tokio: Nach einem Telegramm aus Peking hat Yuanschikai seinen Posten als Chef des Stabes des Militärausbildungswesens niedergelegt, weil die Beamten sich seinem Plane für die Reform der Armee widersetzten; er bleibt jedoch Gouverneur von Perschili.

* **Petersburg**, 2. Februar. (Telegramm.) Der Verkehrsminister Chilkow ist zur Inspektion der Sibirischen und der Trans-Baikal-Bahn abgereist.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 2. Februar.

* **Die Organisation der Privatangestellten.** Auf Einladung des Deutschen Brennmeisterbundes hatten sich am Sonntag, 31. Januar, Vertreter aus den verschiedensten Berufszweigen des Privatangestelltentums in Berlin zusammengefunden, um über die Grundlagen einer gemeinsamen Interessenvertretung, insbesondere nach der Seite der Ausbildung der Rechtsverhältnisse der Privatangestellten hier, zu beraten. An der Versammlung nahmen der Reichstags-Abgeordnete Potthof und der preußische Landtags-Abgeordnete Schiffer teil. Nach eingehenden Erörterungen wurde eine aus 7 Mitgliedern bestehende Kommission gewählt, welche die weiteren Maßnahmen vorzubereiten hat. Die Kommission besteht aus dem Reichstagsabgeordneten Potthof, dem Landtagsabgeordneten Schiffer, dem Geschäftsführer des Deutschen Brennmeisterbundes Stenglein, dem Vertreter des Deutschen Privat-Beamten-Vereins, Generaldirektor Dr. Serrau, Dr. Biberfeld, Max Müller (56er Verein), Werkmeister Klinkenstein. Die Versammlung bot ein erfreuliches Bild der Einmütigkeit, so daß zu hoffen ist, daß das begonnene Unternehmen auch zu tatsächlichen Erfolgen führen wird.

* **„Hie Europa! — hie Amerika!"** Unter diesem Titel hat der Ingenieur Jul. H. West im Verlage von Franz Siemenroth-Berlin einen wertvollen Beitrag zur Frage der „Amerikanischen Gefahr" erscheinen lassen. Der Verfasser hat auf zwei Studienreisen im Lande der krassen Utilität Erfahrungen gesammelt. Er zollt dem Amerikaner und seiner raffinierten Organisation der Arbeitsleistung Anerkennung, ohne vom ethischen Standpunkte aus die Kehrseite einer zu einseitigen Arbeitsmethode zu verkennen. Als leitende Gesichtspunkte, die nach Meinung des Verfassers drüben stärker hervortreten, als bei uns, ergeben sich folgende: Weitgehende Rücksichtnahme auf die Individualität, d. h. auf die Fähigkeiten und Veranlagung des einzelnen Arbeiters; Vereinfachung der Handgriffe der Arbeiter bei der Bedienung der Werkzeugmaschinen; Vermeidung nutzloser Handgriffe bei den Vorbereitungen zur eigentlichen Arbeit; möglichste Ausnutzung der teuren Werkzeug-

Feuilleton.

In der Brandung.

7] Roman von Wilhelm Fischer.
(Nachdruck verboten.)

„Familienstun habe ich nun", sagte Wally ernst, „und deshalb finde ich es für skandalös, daß zwischen so nahen Verwandten, wie zwischen dem Grafen Treuberg und seinen Gegnern ein solcher Prozeß entstehen konnte."

„Mon dieu, Geld und Nutzen, darin liegt das Geheimnis dieser Welt." — Wieder die schnippische, wegwerfende Geste. — „Und wer beides zu erwerben trachtet, der heutzutage nicht einmal wählerisch in seinen Mitteln zu sein. Im Gelderwerb gilt es für chic, daß der Zweck das Mittel heilige, und wer reich und unabhängig leben will, darf kein Gemüt haben."

„Sind das in diesem Prozeß auch die Ansichten des Barons?"

„Schon möglich!" Frau Grete zuckte mit den Achseln. „Ein Vergleich ist also unbedingt nicht möglich?"

„Mein Mann ist entschieden dagegen, und so viel ich weiß, auch die Familie des Barons, die der Graf aufs Aeußerste erbittert hat."

„Der Graf sieht dem Prozeß, so viel ich weiß, mit großer Seelenruhe entgegen."

„Dazu dürfte er keinen Anlaß haben", lachte Frau Grete scharf auf. „So viel ich gehört habe, dürfte der Beweis leicht erbracht werden, daß der Graf zeitlebens ein großer Verschwender war. Die Langmut ist auf Seiten seiner Gegner."

„Das ist ihm zu beweisen!"

„Nichts leichter als das", sagte Frau Grete höhnisch überlegen und bestimmten, siegesbewußten Tones. „Der Herr Graf darf das Tänzchen wagen, wir spielen ihm auf. Er ist verloren, sobald die Richter die fabelhaften Summen hören, die der Graf für Schmuck und dergleichen verschwendet hat."

„Für Schmuck!?" Frau Wally erschrak bis ins Innerste ihrer Seele, aber sie verstand meisterlich, sich zu beherrschen.

„Gewiß, für Schmuck!" wiederholte Frau Grete mit großem Nachdruck, „und an moderne Damen. Noble Passionen hat schließlich jeder Kavalier. Der Herr Graf jedoch hat geradezu wahnsinnig gehaust. Wie rasend hat er gespielt, trotz schlechter Chancen auf seine Pferde gewettet und in eleganten Restaurants in Berlin und Wien, in Paris und Nizza Zechen gemacht, die geradezu toll sind."

„Also bis dahin ist ihm der Spion gefolgt."

„Was wollen Sie", zuckte Frau Grete leicht mit den Achseln und nippte an ihrem Glase. „Wir haben uns zu informieren und wir sind so informiert, daß wir ihm seine extravaganten Tepensen von Fall zu Fall nachweisen können."

Wieder erschrak Frau Wally.

„Von Fall zu Fall?" fragte sie gedehnt und mit schwerem Atem.

„Erstaunlich, nicht?" meinte Frau Grete triumphierend. „Für die Freundinnen des Grafen dürfte der Prozeß ein unangenehmes Nachspiel haben. Mein Mann beabsichtigt nämlich, die Klage auf Herausgabe der Geschenke einzuleiten."

„Also aus der Chamade wird wieder die Fanfare", sagte Wally mit deutlicher Geringschätzung.

„Gewiß, aus dem Prozeßchen wird ein Prozeß", lachte Frau Grete. „Wie der Schriftsteller, der Schauspieler, der Arzt und selbst der stille Gelehrte, so braucht auch heute der Rechtsanwalt Sensation, und er ist berühmt. Denken Sie an Labori im Zolaprozeß! Ueberdies ist mein Mann, und das steht ihm gut, von einer gewissen Verstiftlichungsmanie befallen."

„Der Epikuräer! und in wie fern?" fragte Wally wieder im Tone der Geringschätzung und der Verachtung.

„Er will nämlich in diesem Prozeß", antwortete Frau Grete mit leisem Spott, „der Gesellschaft ein Schauspiel bieten, das besser wirken soll, wie tausend Predigten. Er will die Damen, welche sich in die Gunst des Grafen geteilt haben, vorladen lassen. Ich habe ihn einfach ausgelacht und ihm gesagt, daß er mit dieser Kokettenparade vor Gericht nicht eine einzige verlorene Seele gesundbeten würde."

„Ihm ist es auch darum weniger, als um die platte brutale Sensation zu tun. Kann der Baron damit einverstanden sein?"

„Der!" lachte Frau Grete. „Der kümmert sich ja gar nicht um seinen Prozeß. Darauf können Sie sich verlassen, die Namen der beiden Verteidiger in diesem Prozeß wird sich die Welt merken. Das ist ja auch Ihr Vorteil."

„Auf Unkosten anderer bereichere ich mich nicht gerne. Das wäre herzlos!"

„Mein Gott, wer hat denn auf dieser Welt noch ein Herz!? Der Vorteil allein regiert die Welt, und wer stolpert, indem er nach ihm hascht, über den stürzt stutend die Menge."

„Das ist wohl wahr", sagte Frau Wally ernst. „Ein widerliches Schauspiel ist es trotz alledem, wenn der Vorteil der Gradmesser der Familie geworden ist, ein an der Kultur und der Menschheit begangenes Sakrileg!"

„Der Graf trägt allein die Schuld", zuckte Frau Grete die Schultern. Er hat seine Verwandten seit Jahr und Tag vollständig ignoriert und ihre Interessen in der rücksichtslosesten Weise geschädigt. Aug' um Auge, Zahn um Zahn, so denkt man auch heute noch."

Frau Grete erhob sich. „Meine Zeit ist gekommen, sonst hole ich mir bei dem verführerischen Italiener noch einen Schwips."

Frau Wally gab ihrem Besuch das Geleite bis zur Portière, dann schritt sie in das Wohnzimmer zurück, wo sie ruhelos und in tiefes Nachdenken versunken auf und abging. Plötzlich erhellte ein Lächeln die verfinsterten Züge der schönen Frau; sie war zu einem Entschluß gekommen.

Fünftes Kapitel.

Doktor Römer war fest entschlossen, zu Reklamezwecken für sich und seine Praxis aus dem Prozeß Treuberg eine Haupt- und Staatsaktion zu machen. Ihm war natürlich nicht unbekannt geblieben, daß seine beiden Prozeßgegner, der Graf und sein Anwalt, durch ihr persönliches Eingreifen ihm das, soweit die Presse in Betracht kam, erschwert hatten. Dies bequemste Mittelchen zum Zwecke war ihm vorläufig aus den Händen gewunden; da er es jedoch nicht entbehren konnte, entschloß er sich, so viel Sensation in den Prozeß hineinzutragen, daß die Presse ihn nicht mehr totschweigen konnte, ob sie wollte oder nicht. Frau Wally unterschätzte ihren Gegner keineswegs und durchschaute seine Intrige wohl, die nur einer erfolgreich durchkreuzen konnte, der Baron, dessen großen Einfluß auf seine Familie sie kannte.

Dem Baron persönlich, das wußte Frau Wally, war der Prozeß sehr unsympathisch. Nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, hatte er die unangenehme Mission übernommen, die Familie in diesem Prozeß zu vertreten. Was er in der Sache tat, welche Schritte er auch unternahm, tat er nur gezwungen; am liebsten war ihm, wenn in seiner Gegenwart die fatale Affäre nicht berührt wurde. Zu Doktor Römer ging er nur, wenn ihn dieser zu einer Besprechung bat. Wie zufällig erschien dann regelmäßig Frau Grete im Bureau ihres Gatten und begrüßte den Baron, den die vielen kleinen Aufmerksamkeiten der schönen, intriganten Frau keineswegs kalt ließen, obwohl er tat, als bemerke er die Avancen nicht, die ihm Frau Grete machte. Er hatte nur eine große Leidenschaft und ihr gegenüber waren ihm alle anderen kleinen und leichten Triumphe eitel.

Frau Wally kannte ihren Einfluß auf den Baron und sie war entschlossen, ihn im Interesse eines Vergleichs im Prozeß Treuberg auszunützen, ein Plan, der ihrer Eitelkeit eben so sehr schmeichelte, als er ihr persönlich gefährlich werden konnte, aber zur Erreichung ihrer Ziele gab es keinen anderen Ausweg. Und die Zeit drängte. Beim nächsten Besuch, den der Baron ihr abstattete, steuerte Frau Wally auf ihr Ziel los.

„Guten Tag, Herr Gegner", begrüßte sie ihn lachend und wies mit einer einladenden Bewegung auf einen Sessel, in den der Baron sich niederließ, während sie sich auf das Tabouret setzte, das in einer Fensternische an ihrem bequemen Arbeitstischchen stand.

„Gegner! Ach so, der leidige Prozeß. Fatal, daß ich damals bei Werner zu spät kam. Er hatte dem Grafen schon zugesagt", meinte der Baron und zündete sich eine Cigarette an.

„Hat Ihre Familie wirklich Hoffnung, den leidigen Prozeß zu gewinnen?" fragte sie scheinbar gleichgültig und vertiefte sich in ihre Stickarbeit.

„Meine Familie und Doktor Römer zählen bestimmt darauf. Der Graf ist ein maßloser Verschwender, meine Gnädigste."

„Ein Mann wie der Graf", meinte Frau Wally kopfschüttelnd. „Reich, angesehen, alleinstehend, ohne direkte Erben, wie er, darf sich meiner Ansicht nach schon einige Extravaganzen erlauben."

Der Baron zuckte mit den Achseln. — „Nach unseren Ansichten", sagte er dann schroff und herb, „entschuldigt die Höhe des Vermögens keineswegs die Zügellosigkeiten sogenannter noblen Passionen."

„Und mit diesen Grundsätzen legten Sie sich einen Menschen bei, Baron."

„Das nicht, meine Gnädigste!" stammelte der Baron etwas verwirrt. „Das beabsichtige ich nur in dem Maße, als mir die Mittel dazu zur Verfügung stehen. Ich bin reich, aber auch der Reiche hat nichts zu vergeuden. Nicht nur derjenige ist ein Verschwender, der über sein Ver-